

Paul Zulehner, Wien

Gottesdienstversammlungen – pastoralsoziologische Anmerkungen

Die Kirche steht heute inmitten eines tiefschürfenden Transformationsprozesses. Einen solchen kann man erleiden, besser aber ist es zu intervenieren. Für diesen vernünftigen Fall, nicht einen Untergang zu verwalten, sondern einen Übergang zu gestalten, plädiere ich allerdings für pastoralökologisches Denken und Handeln. Der Grund: Wie das Ökosystem ist auch das sozioreligiöse System hochkomplex. Interventionen geschehen dann zwar punktuell. Die Auswirkungen betreffen aber ein hochsensibles System. Eine langandauernde Serie unangemessener Interventionen kann das System zu unvermutetem Kippen bringen. Zudem ist das sozioreligiöse System heute sehr labil, und das nach den langen Zeiten kulturgestützter Stabilität.

1. Kulturelle Hintergrundprozesse

Ausdruck pastoralökologischer Sensibilität ist es, die soziokulturellen Entwicklungen aufmerksam wahrzunehmen, die sich hinter der leicht zugänglichen Oberfläche abspielen. Ich greife zwei Aspekte davon heraus.

1.1 Privatisierung und Personalisierung

1.1.1 Schon zweihundert Jahre läuft in Europa eine bewegte Freiheitsentwicklung. Gewachsen ist zunächst in den Eliten, seit 1968 aber auch in den breiten Volksmassen, der Anspruch auf Selbststeuerung des Lebens. Aus einem Leben, das eine Art Großunternehmen in öffentlicher Hand war, wurde ein Kleinstunternehmen in privater Hand (Thomas Luckmann), „Jeder ist ein Sonderfall“, so der Titel einer religionssoziologischen Studie in der Schweiz (SPI, A. Dubach). Im Zuge solcher Entwicklung waren die alten Einrichtungen der Fremdsteuerung nachhaltig betroffen: die Institutionen, die Autoritäten, die Normen.

Der religiöse Bereich blieb von dieser Entwicklungsdynamik keineswegs ausgenommen. Die kulturgestützte Religiosität geriet in eine raschen Privatisierungsprozeß. Sein wesentliches Merkmal ist Entnetzung der Religiosität des einzelnen aus kirchlich-institutionellen Bezügen. In den kirchlichen Statistiken kommt das auch deutlich zum Ausdruck: weniger gehen in den formkräftigen Raum des Sonntagsgottesdienstes, andere kündigen ihre Mitgliedschaft auf.

Solch eine Entwicklung führt nicht zum Ende individueller Religiosität. Altkirchen werden auch nicht bedeutungslos. Die Regie über eine Kontaktaufnahme zur Kirche liegt aber nunmehr nicht bei der Kirche und ihren gebietenden Anweisungen, sondern bei den Leuten selbst. Zumeist entsteht dann der Wunsch nach einem Kontakt mit der Kirche biographiebezogen, also den Übergängen des Lebens entlang. Von den Kirchen wird hier ein religiöser Dienst („service“) gewünscht.

Schaut man – mit sozialforscherisch geschärftem Blick – auf diese private Religiosität, dann läßt sich unschwer beobachten, daß auf Grund der Entnetzung aus kirchlichen Formvorgängen diese Privatreligion immer weniger evangeliumsartige Züge trägt.

Die Kirchen sind diese Entwicklung in den letzten Jahrzehnten ein gutes Stück mitgegangen. Sie haben sich in weiten Bereichen zu einem religiösen Dienstleistungsbetrieb mit kundengerechtem Angebot und einem Heer hauptamtlicher Dienstleister entwickelt. War das theologisch gesehen nur verwerflich, wie viele heute klagen? Oder entwickelte sich eine Art „Religionsdiakonie“, geboren aus einer Liebe zu den kleinen Leuten im Land?

1.1.2 Neben diesem einen Entwicklungsstrang ist ein gegenläufiger anderer zu beobachten. Inmitten derselben Kultur der beanspruchten freien Selbststeuerung kommt es nicht nur zu einem entnetzenden und damit vielfach sich vom Evangelium entfernenden Privatisierungsschub, sondern zu einem gänzlich andersgearteten Personalisierungsprozeß. Menschen, die sich in pluralistischen Verhältnissen auf diesen Weg einer entschiedenen, aus Freiheit entspringenden christlichen Identität machen, finden sich sehr oft in überschaubaren Netzwerken. So wie also Privatisierung und Entnetzung zusammengehören, so auch Personalisierung und Vernetzung. Das schafft denn auch die Möglichkeit, daß nicht nur (wie im Kontext der Privatisierung) der Alltag religiös erträglich gehalten wird, sondern daß sich eine vom vorfindbaren Alltag sich (teilweise) abhebende Gegenkultur entwickelt. Theologisch gesehen geschieht dies nicht sosehr durch die beschleunigte Verbreitung von Worten, durch die geduldige Bildung von Orten, die „randvoll“ sind mit dem Evangelium und seiner Vision davon, daß der ausstehende Himmel (der noch keinen Ort im topos der alten Welt hat und somit zunächst utopisch ist) einen Ort erhält, inmitten von Geschichte und Gesellschaft. Überkommene sakrale Bauten stellen das in ihrer Architektur dar. Da ist beispielsweise die St. Michaelskirche in Fulda, in der sich über einer Säule in der Krypta (die Christus repräsentiert) der Lebensraum der acht Seligpreisungen weitet. Die alten Baptisterien waren aus demselben Grund oftmals oktogon.

Was meint im Umkreis der Personalisierung Vernetzung näherhin?

Hier hebt wieder das unsichere Fragen an: Von welcher Art müssen solche Netzwerke sein, daß sie tragen, also Leben und Zusammenleben nachhaltig durchformen können? Die Antwort hängt wohl nicht nur von rohen Zahlen ab (so daß man beispielsweise mehr als symbolisch in Anlehnung an die erweiterte Jüngerschar Jesu 70 sagen könnte). Lebensgeschichtliche und damit tiefe charakterliche Merkmale werden mitwirken. Dazu kommt die personale Glaubensgeschichte selbst, die Annäherungen, Stillstand, Entfernung kennen kann. So viel kann aber wohl gesagt werden, daß jene Art von Vernetzung sinnvoll ist, die der Personalisierung des Glaubens guttut, dabei trägt und doch nicht einengt.

1.2 *Respiritualisierung versus Radikalisierung*

Jahrzehntelang war auch die Wissenschaft der Meinung, je moderner eine Gesellschaft ist, desto säkularer sei sie. Eben das ist nicht eingetroffen. seit der Mitte der Neunzigerjahre laute der Megatrend Respiritualisierung (M. Horx u. a.). Gerade die Säkularität erweise sich als religionsproduktiv. Eine religiöse Suche mit neuer Qualität habe eingesetzt. Und zwar gerade in jenen Eliten, die immer schon kulturelle Bahnbrecher waren.

Was für eine Art von Spiritualität wächst aber da heran? Genauer: In welche Bahnen fließt der neue spirituelle Strom? Sorgfältiges Analysieren läßt einige Teilzüge erkennen. So neigen nicht wenige zu einer sanften „wellness“-Spiritualität. Diese muß gut tun, Begehen bringen, trösten. Sie ist stark erlebnisbestimmt. Ihr Liebling sind Rituale. Was ihr bislang (noch) abgeht, ist die Überwindung ihres selbstverwöhnend-narzißtischen Grundzuges. Solidarität erblüht in ihrem Umkreis eher selten.

Die Frage stellt sich, wie wir pastoral mit dieser religiösen Suche mit neuer Qualität verfahren? Wie können wir mit der produktiven religiösen Sehnsucht pastoral „wirtschaften“, zum Wohl dieser Menschen und zur Stärkung der heilsamen Kraft der Kirche? Welche Solidarität läßt sich aus der Dynamik der neuen religiösen Suche entwickeln?

Es gibt aber eine zur schillernden Respiritualisierung konkurrierende Strömung. Da sind Menschen, die das Evangelium in seiner ungeschnörkelten Einfachheit neu aufnehmen und sich seinen Provokationen mit anderen Bewegten zusammen stellen. Sie suchen nicht selbstmitleidig in religiös gefärbter Anstrengung die optimale Selbstverwirklichung, sondern unwehleidige, selbstmitleidlose Hingabe. Erfahrung wird mit Tun verknüpft. Genauer, solche Personen wollen bezogene statt unbezogener Selbstverwirklichung. Sie suchen sich nicht in der Sackgasse der Angst um sich selbst, sondern in der Freiheit der entkrampften Selbst-Hingabe. Sie suchen nicht religiösen Trost, sondern jenen Gott des Trostes, dessen Tröstung sie frei macht zum liebevoll-solidarischen Engagement. In der Gottesschule Jesu wird mystisch-politische Nachfolge gelernt.

2. Zwei Denkweisen

Abschließend skizziere ich typologisch zwei Denkweisen, die heute miteinander konkurrieren und beide Richtiges enthalten, obwohl sie jede für sich allein genommen in eine Sackgasse führen werden.

2.1 Institutionszentriert

Die eine Denkweise nenne ich „institutionszentriert“. Sie nimmt ihren Ausgang auf einer imaginierten Skala zwischen den Enden hier „Institution“, dort „Person“ von der Institution. Da wird etwa Gemeinde definiert: tragend ist das Merkmal Raum. Dazu kommt Amt. Und wo beide sind, ist vorgegeben die Eucharistiemöglichkeit. Erst dann kommen die Personen ins Spiel: ihr Teilnahme, ihre („mystagogisch“ zu fördernde) Eucharistiefähigkeit.

Unschwer ist verständlich was geschieht, wenn die so entworfene Wirklichkeit an einer Stelle in Krise gerät. Das ist heute bei uns der Fall auf Grund des Mangels an (priesterlichen) Amtsträgern. Das Verhältnis von Raum, Amt und Eucharistie muß folglich neu gestaltet werden. Werden die Amtsträger weniger, lassen sich die Räume vergrößern und die Eucharistiefeiern vermindern.

Möglich sind auch riskantere Modelle. Amtsträger werden partiell durch Nichtamtsträger ergänzt. Teilhabemodelle werden entworfen. Laien erhalten Anteil an der geistlichen Leitung. Freilich: werden dann geistliche Leitung und Eucharistievorsitz untrennbar aneinander gebunden, dann erhebt sich (wie von Schweizer Pastoralassistenten vorgebracht) schnell die (logische) Forderung, nicht nur am geistlichen Leitungsamt, sondern auch an den daran gebundenen sakramentalen Vollmachten beteiligt zu werden.

2.2 Personzentriert

Die andere Denkweise beginnt am andern Pol der ausgedachten Skala, bei der Person. Da wachsen in mystagogischen Prozessen Personen heran, die randvoll sind mit dem Evangelium, das ihnen Glaubenskraft verleiht. Aus dieser Kraft bilden sich Glaubensnetzwerke, Evangeliumsgemeinden. Diese besitzen nun mit innerer Konsequenz eine Eucharistieaffinität. Was aber, wenn dann kein Amtsträger in Ruf- und Reichweite ist? Manche erinnern

sich in dieser Lage des alten Origenes in seiner vormontanistischen Zeit, der dann der Gemeinde rät: Habt ihr keine Presbyter, denn bestellt euch für diese Feier einen. Offenbar hält er amtliches Handeln vorübergehend für möglich, ohne daß deshalb einer Amtsträger wird. Ähnliches geschieht im übrigen auch, wenn eine heidnische Frau im Notfall tauft und dabei tut, was die Kirche zu tun pflegt. Auch sie handelt amtlich, ohne deshalb Amtsträgerin zu werden. Ein weiteres Beispiel ist (wenngleich von manchen katholischen Theologen ähnlich wie in der Ostkirche angezweifelt), wenn ein Ehepaar einander das Ehesakrament spendet.

3. Ein dritter Weg?

Wie gesagt, beide Denkweisen stoßen an Grenzen. Der personenzentrierte könnte zur Auflösung der Kirche in selbstzufriedene Grüppchen führen, ohne ekklesiale Vernetzung untereinander. Auch Amtswildwuchs ist nicht ausgeschlossen, wobei Wildwuchs im eucharistischen Bereich die Kirchenleitung rasch unter produktiven Handlungszwang bringen würde.

Der institutionszentrierte Weg wiederum kann auch einen – wenngleich ähnlich heilsamen – Unsinn erzeugen. Da werden dann die Menschen leicht aus den Augen verloren und administrativ etwa durch die Neuverteilung knapp werdender Zelebrationsressourcen bestehende Formen gerettet. Dazu kommt, daß Personen in presbyterale Aufgaben gesetzt werden, ohne dafür ordentlich ordiniert zu sein. Aus dem Priestermangel wird unter der Hand ein Weihemangel. Ein Unsinn, wenngleich vielleicht deshalb heilsam, weil er ungewollt die Entwicklung über den Umweg des Absurden doch voranbringt.

Der laufenden Kirchentransformation würde es frommen, würden alle geplanten Maßnahmen dialektisch von beiden Seiten her durchdacht werden.